

(Nachdruck verboten.)

## 18] Joma Gordjewa.

Roman von Magim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

Im Saal war ein Lärm wie auf einem Markt; es war eng und schwül. Joma trank schweigend ein Glas Schnaps, dann ein zweites und drittes. Man schmalzte um ihn her mit den Lippen, der Schnaps gluckste, während er aus der Flasche gegossen wurde, die Gläser klangen. . . . Man sprach von dem geräucherten Störriicken, von den Bajtönen des Solisten im erzbischöflichen Chor und dann wieder vom Störriicken und davon, daß der Bürgermeister auch eine Rede hatte halten wollen, es aber nach dem Erzbischof nicht mehr gewagt hatte, da er schlechter zu sprechen fürchtete.

Jemand erzählte voll Rührung:

„Der Verstorbene machte es immer so: er nahm eine Schnitte Lachs, pfefferte sie stark, legte eine zweite Schnitte drauf und aß das auf den Schnaps.“

„Folgen wir seinem Beispiel. . .“ dröhnte ein tiefer Bass.

Joma blickte finster, mit Kränkung im Herzen auf die fetten Lippen und Kiefern, die die wohlschmeckenden Speisen kauten, und er bekam Lust aufzuschreien und alle diese Menschen fortzujagen, deren Gesehtheit noch vor kurzem seine Achtung hervorgerufen hatte.

„Sei freundlicher. . . gesprächiger!“ sagte Majakin halblaut, der in seiner Nähe auftauchte.

„Was fressen sie hier? Sind sie denn in ein Gasthaus gekommen?“ fragte Joma laut und zornig.

„Pst!“ bemerkte Majakin erschrocken und wandte sich schnell mit einem liebenswürdigen Lächeln um.

Es war aber zu spät: sein Lächeln half nicht mehr. Jomas Worte waren gehört worden — der Lärm und das Sprechen im Saal verstummten, manche von den Gästen liefen unruhig hin und her, manche fürchten gekränkt die Stirne, legten Gabel und Messer hin, gingen vom Zumbistitsch fort und blickten Joma schief an.

Er begegnete ihren Blicken, ohne die Augen zu senken, zornig und schweigsam.

„Ich bitte zu Tische!“ schrie Majakin, der wie ein Funke in der Asche in der Menge auftauchte. „Bitte, nehmen Sie Platz! Gleich werden die Pfannkuchen aufgetragen.“

Joma zuckte die Achseln und ging zur Thür, indem er laut sagte:

„Ich werde nicht essen.“

Er hörte feindselige Worte hinter sich und die einschmeichelnde Stimme des Paten, der zu jemand sagte:

„Das ist aus Gram. Ignat war ihm ja Vater und Mutter.“

Joma ging in den Garten, auf den Platz, wo der Vater gestorben war, und setzte sich dort. Das Gefühl der Einsamkeit und Bangigkeit bedrückte ihm die Brust. Er machte den Hemdtragen auf, um sich das Atmen zu erleichtern, stützte sich auf den Tisch, preßte den Kopf mit den Händen zusammen und erstarrte regungslos. Ein feiner Regen tröpfelte herab, und das Laub des Apfelbaumes rauschte melancholisch. Er blieb lange einsam sitzen, ohne sich zu rühren und sah zu, wie vom Apfelbaum kleine Tropfen auf den Tisch fielen. Vom Schnaps war ihm wüst im Kopf, und am Herzen nagte die ihm von den Menschen zugefügte Kränkung. Unbestimmte, unpersönliche Gefühle und Gedanken keimten in ihm auf und verschwanden; vor ihm flimmerte der nackte Schädel des Paten in einem Kranz von Silberhaaren und mit einem dunkeln Gesicht, das den alten Heiligenbildern ähnlich sah. Dieses Gesicht mit dem zahllosen Mund und dem tückischen Lächeln erregte in Joma Abneigung und Besorgnis und verstärkte in ihm noch mehr das Gefühl der Einsamkeit. Dann tauchten vor ihm die sanften Augen der Medinskaja und ihre kleine, schlanke Gestalt auf, und neben ihr erschien auf einmal die stattliche, große, rotwangige Lubowj Majakina mit den lachenden Augen und dem riesengroßen, goldblonden Popf. „Hoffe nicht auf die Menschen. . . erwarte nicht viel von ihnen,“ erklangen in seiner Erinnerung die Worte des Vaters.

Er seufzte hange und schaute um sich. Die Blätter auf den Bäumen bebten unter dem Regen, und die Luft war mit traurigen Lauten erfüllt. Der graue Himmel schien zu weinen, und auf den Bäumen zitterten kalte Tränen. Und in Jomas Seele war es öde und dunkel; sie war von einem hangen Gefühl der Verwaistheit erfüllt. Doch aus diesem Gefühl erstand schon die Frage:

„Wie soll ich leben? Jetzt bin ich allein.“

Der Regen hatte seine Kleider durchnäßt, und als er den Schander der Kälte spürte, erhob er sich und ging ins Haus. . . .

Das Leben zupfte ihn von allen Seiten und ließ ihn nicht bei den Gedanken und der Trauer um den Vater verweilen; am vierzigsten Tag nach dem Tode Ignats fuhr er in vollem Staat und mit einem angenehmen Gefühl in der Brust zur Feier der Grundsteinlegung des Nachtsyhs. Am Tage vorher hatte ihn Medinskaja durch einen Brief benachrichtigt, daß er zum Mitglied des Baukomitees und zum Ehrenmitglied des Vereins, in dem sie Vorsitzende war, gewählt worden war. Das gefiel ihm, und er war bei dem Gedanken an die Rolle, die er heute bei der Grundsteinlegung zu spielen hatte, sehr aufgeregt. Während der Fahrt dachte er daran, wie das alles sein würde, und wie er sich zu benehmen hätte, um vor den Menschen nicht verlegen zu werden.

„He! Halt!“

Er blickte sich um, — Majakin in einem bis zu den Füßen reichenden Rock, eine hohe Mütze auf dem Kopf und einen mächtigen Regenschirm in der Hand, lief vom Trottoir schnell auf ihn zu.

„Nun, nimm mich ein Stück mit,“ sprach der Alte, indem er geschickt wie ein Affe in den Wagen sprang. „Die Wahrheit zu sagen, habe ich auf Dich gewartet. . . habe nach Dir ausgeschaut; ich habe gedacht, es ist Zeit, daß er jetzt hinfährt.“

„Gehen Sie hin?“ fragte Joma.

„Gewiß! Ich muß doch sehen, wie man das Geld meines Freundes in die Erde vergraben wird.“

Joma blickte ihn von der Seite an und schwieg.

„Was schielst Du? Du wirst ja auch ein Wohlthäter der Menschen werden.“

„Wieso denn?“ fragte Joma zurückhaltend.

„Ich habe heute in der Zeitung gelesen, man hat Dich zum Vereinsmitglied des Hauses da gewählt und dann noch zum Ehrenmitglied des Vereins von der Sofja.“

„Ja.“

„Diese Mitgliedschaft wird Deiner Tasche schon fühlbar werden,“ seufzte Majakin.

„Das wird mich wohl nicht zu Grunde richten.“

„Das weiß ich nicht,“ sagte der Alte boshaft. „Ich meine eigentlich, daß diese Wohlthätigkeit gar nicht klug ist. . . und ich sage sogar, daß das nichts Rechtes ist, sondern nur schädlicher Unsin.“

„Es ist also schädlich, den Menschen zu helfen?“ fragte Joma herausfordernd.

„Ach, Du Krankkopf Du!“ sagte Majakin lächelnd.

„Komm einmal zu mir, ich werde Dir über alles das die Augen öffnen. . . Man muß Dich lehren. Kommst Du?“

„Gut!“ willigte Joma ein.

„Nun also. Und für jetzt sieh zu, daß Du Dich bei dieser Grundsteinlegung stolz hältst. . . steh so, daß alle Dich sehen. Wenn man Dir das nicht sagt, wirst Du Dich hinter irgend einen Rücken verstecken.“

„Warum sollte ich mich verstecken?“ sagte Joma unzufrieden.

„Ich sage ja auch, daß das ganz unnötig ist. Denn das Geld hast Du von Deinem Vater, und die Achtung muß erblich auf Dich übergehen. Die Achtung ist wie Geld. Mit ihr hat der Kaufmann überall Kredit und findet überall seinen Weg. . . Dränge Dich also vor, daß Dich jeder sieht, und daß man Dir einen Rubel wieder giebt, wenn Du etwas geleistet hast, was fünf Kopeken wert ist. Wenn Du Dich aber versteckst, wird das sehr unvernünftig sein.“

Sie kamen, als alle Personen von Bedeutung schon versammelt waren und eine Riesensmenge von Menschen die Hausen von Holz, Ziegel und Sand umringte. Der Erz-

bischof, der Gouverneur, die Vertreter der Notabilität der Stadt und der Administration bildeten zusammen mit den elegant gekleideten Damen eine große, gresle Gruppe und sahen der Arbeit zweier Maurer zu, die Ziegel und Kalk vorbereiteten. Majakin ging mit seinem Lauffind auf diese Gruppe zu und flüsterte:

„Hab' keine Angst; wenn sie auch Seide auf dem Bauch haben, haben sie doch nichts drin.“

Er begrüßte mit ehrfurchtsvoll fröhlicher Stimme den Gouverneur vor dem Erzbischof.

„Wünsch' Gesundheit, Excellenz!“ Segnen Sie mich, Eminenz!“

„Ah, Jakob Tarassowitsch!“ rief der Gouverneur freundschaftlich aus, drückte Majakin lächelnd die Hand und schüttelte sie, während der Alte dem Erzbischof die Hand küßte. „Wie geht es Ihnen, unsterblicher Greis?“

„Danke ergebenst, Excellenz; Sofja Pawlowna, meine tiefste Hochachtung!“ sprach Majakin schnell und drehte sich wie ein Kreisel in der Menge. In einer Minute war es ihm gelungen, den Gerichtspräsidenten, den Staatsanwalt und den Bürgermeister anzusprechen, alle, die er als erster zu begrüßen für nötig hielt; es waren übrigens nicht viele. Er scherzte, lächelte und nahm mit seiner kleinen Person die Aufmerksamkeit aller in Anspruch. Foma stand mit gesenktem Kopf hinter ihm, blickte diese, in reiche, goldgestickte Stoffe gekleideten Menschen an, beneidete den Alten um seine Dreistigkeit, und da er sich befangen werden fühlte, wurde er noch befangener. Da sah er der Pate bei der Hand und zog ihn zu sich hin.

„Excellenz, das ist mein Lauffind Foma, der einzige Sohn des verstorbenen Ignat.“

„Ah!“ sagte der Gouverneur im Raßton. „Sehr angenehm! Ich fühle Ihr Leid mit, junger Mann!“ sprach er weiter, indem er Foma die Hand drückte, dann schwieg er und fügte entschlossen und überzeugt hinzu: „Den Vater zu verlieren . . . ist ein schweres Unglück.“

Und nachdem er zwei Sekunden auf Fomas Antwort gewartet hatte, wandte er sich von ihm ab und sagte beifällig zu Majakin:

„Ich bin von Ihrer gestrigen Rede im Stadtrat entzückt! Das war ausgezeichnet und geschickt, Jakob Tarassowitsch; indem man vorschlug, das Geld für diesen Volksklub zu verwenden, zeigte man geringes Verständnis für die wahren Bedürfnisse der Bevölkerung.“

„Und dann ist das Kapital so klein, Excellenz! Da muß also die Stadt ihr Geld dazu geben!“

„Ganz richtig! Ganz richtig!“

„Die Mäßigkeit ist gut, sage ich. Gott möge das einem jeden geben. Ich trinke selbst nicht . . . wozu sind aber diese Aufführungen, die Lesefäle und alles das, wenn das Volk nicht einmal lesen kann?“

Der Gouverneur nickte beifällig.

„Verwendet das Geld lieber für eine technische Schule, sage ich. Wenn man in kleinem Umfang beginnt, wird das Geld ausreichen, sonst kann man in Petersburg um weitere Mittel bitten, — dort giebt man! Dann braucht die Stadt nichts zu geben, und die ganze Sache ist vernünftiger.“

„So ist es! Ich bin mit Ihnen ganz einverstanden! Wie die Liberalen Sie aber angeschrien haben, was? Haha!“

„Das ist schon so ihre Art zu schreien.“

Der tiefe Husten des Protodiakons kündigte den Beginn des Gottesdienstes an.

Sofja Pawlowna kam auf Foma zu, begrüßte ihn und sagte leise, mit trauriger Stimme:

„Ich habe am Tage der Beerdigung in Ihr Gesicht geblickt, und mein Herz hat sich zusammengetrampft. „Mein Gott, habe ich gedacht, wie er leiden muß!“

Und Foma hörte ihr zu und trank gleichsam Honig.

„Und dieser Ausschrei! Er machte meine Seele erbeben. Sie mein armer Jungel! Ich darf ja so zu Ihnen sprechen, ich bin schon alt.“

„Sie!“ rief Foma leise aus.

„Ist's denn nicht so?“ fragte sie und blickte ihm naiv ins Gesicht.

Foma schwieg mit gesenktem Kopf.

„Glauben Sie nicht, daß ich ein altes Mütterlein bin?“

„Ich glaube Ihnen . . . das heißt, ich würde an alles, was von Ihnen kommt, glauben . . . aber das ist nicht wahr!“ sagte Foma halblaut und eifrig.

„Was ist nicht wahr, daß Sie mir glauben?“

„Nein! Nicht das . . . sondern . . . Ich — verzeihen Sie! Ich kann nicht sprechen!“ sagte Foma bekümmert und wurde ganz rot vor Verlegenheit. „Ich bin nicht gebildet.“

„Man muß sich dadurch nicht beirren lassen,“ sagte Medinskaja herablassend. „Sie sind noch jung, und die Bildung ist allen zugänglich. Es giebt aber Menschen, für welche sie nicht nur überflüssig ist, sondern die sie verderben könnte. Das sind Menschen mit reinem Herzen . . . vertrauensvoll und offenerzig wie Kinder . . . und Sie gehören zu diesen Menschen. Sie sind ja so, nicht wahr?“

Was konnte Foma auf diese Frage erwidern? Er sagte offen:

„Ich danke Ihnen vielmals!“

Und als er sah, daß seine Worte in Medinskajas Augen einen lustigen Glanz hervorriefen, kam er sich lächerlich und dumm vor, ärgerte sich über sich selbst und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ja, ich bin so — was ich auf dem Herzen habe, habe ich auch auf der Zunge. Ich kann mich nicht verstellen; wenn mir komisch zu Mute ist, lache ich offen . . . ich bin dumm!“

(Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Vor vielen Jahren war's — Berlin hatte noch Kleinbürgerliche Art — da versuchte ein betriebamer Mann den rheinischen Karneval in unsren unlustigen Norden zu verpflanzen. Der Mann hatte eine irrtige Entschuldigung für sein Thun. Er war Agent einer Champagnerfabrik und er gedachte durch den Import karnevalistischer Fröhlichkeit den Konsum des süßen Getränkes zu steigern. Aber statt des Sekts erlebte damals der Verbrauch schadhafter Äpfel und antiquarischer Eier einen ungeheuren Aufschwung, und der Berliner Wig feierte Triumphe nicht in, sondern über den Karneval, der nichts war als eine Champagnerofferte in der Garderobe der Wästen-Verhänft.

Seidem hat der Manager des ersten Berliner Karnevals den Versuch nicht wiederholt. Er verkauft heute in der Grand Bar gepfefferte amerikaniſche Schnäpse, um dem Marasmus der Lebensvaliden aufzuhelfen. Das Geschäft scheint auch gut zu gehen. Herr v. Schirp — denn er war jener karnevalistische Champagner-Agent — hat damit die für Berlin und ihn zweckmäßigste rentable Ausbeutung des gewerbsmäßigen Lustigkeitsdrangs gefunden.

Wo immer aber in Berlin in all den Jahren die öffentliche Karnevalsfreude angekündigt und hergestellt wird, nie ist es etwas andres, wie eine kapitalistische Unternehmung. Stets hängt sie irgendwie mit einer Champagnerfirma zusammen. Stets soll sie dazu dienen, gewisse Anlagewerte der Liebe-Industrie im Kurse zu steigern. Der Berliner Karneval ist ein Geschäft geblieben, ein unlautes dazu, man alkoholisiert die Leute, damit ihnen das Geld locker werde; er ist berechnet auf die Provinzontels, die einmal die eriparten Thaler in der Weltstadt riesig forsch wegzutoben suchen. Man tanzt, um zu verdienen, man lacht ans Geschäftsinteresse, man trinkt und reizt zum Trinken, um Provisionen zu schlucken.

In diesen Tagen hat Herr v. Schirp endlich einen wagemutigen Nachfolger gefunden. Diesmal jedoch soll der Karneval nicht vom Rhein, sondern aus Münchens hierbelasteter Heiterkeit uns Berliner Barbaren der Arbeit kommen. Der Importeur heißt heuer Baron v. Wolzogen und am vorigen Sonnabend lud uns der Brettl-Freier in sein interessantes buntes Theaterchen, das in seiner jadtigen Kajütenputzigkeit wohl ein Mann für holde Ausgelassenheit, für ungebundene Schelmereien und gaukelnde Abenteuer sein mag, wo sich so herrlich das alte Märchen hunderzfällig erfüllen könnte, das den blutarmen, jungen, scheuen, glücklosen Burſch in die Arme der ausbündig schönen, lachenden, klugen und heißblütigen Komtesse führt . . .

Haben wir in Berlin wirklich Talent für eine Fröhlichkeit, die in Freiheit schwärmt, ohne Philistertum und ohne Noheit? Gedeiht bei uns eine Freude, in der der herrliche Götterfunke lebt, die Millionen umschlingt, die die Arbeitsschwere und Kampferrenlichkeit des Berufs vergessen macht, die revolutionäre Freude, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der seligen Menschenlust allem Volk jauchzend kündigt, die stürmische Jugendkraft wachruft und in einer rauschenden Freimacht das tausendjährige Reich des Lachens errichtet?

Ah, es ist doch nur wieder ein Champagnergeschäft geworden. Zwar Herr v. Wolzogen ist sicher direkt kein Agent einer Sektfirma, wie der Herr v. Schirp, aber auch für ihn ist die Einführung Münchener Redoutenherlichkeit nur ein Vorwand, um zu verdienen. Zahlungsfähige Menschen sollen sich lustig trinken, damit das flehende Brettl-Unternehmen durch eine Goldinfusion am Leben erhalten werde. Freilich als Herr v. Wolzogen mit Leichenbittermiene von der Bühne herab seine Gäste belehrte, wie man es anfangen müsse, in Berlin lustig zu sein, da verkündete er, indem er die Selbstverhöhung trozig hinunter würgte, daß er die ideale Mission

in sich fühle, den erhabenen Kultus der Freude zu verbreiten. Aber hinter den galgenhumoristischen Worten verbarg sich doch nur der eine dringende Wunsch: Kinder, ich bitt' Euch, benutz fleißig die Weinlarte! Wahrschaffig, dieser Baron v. Wolzogen steht gerade so aus, als hätte er heute noch Vergnügen an der Freude. Wäre ich ein Gemütsmensch, ich würde eine Thräne weinen über diesen geplagten Importeur des Münchener Karnevals.

So ward es denn auf der Wolzogen-Medonte wie sonst in Berlin auf öffentlichen Bällen. Bis Mitternacht, so lange die Leute noch nüchtern waren, langweilte man sich über die Masken, es herrschte eine eingeschüchterte, ängstliche Wohlansständigkeit. Als man dann — um den mildesten Grad alkoholischer Geistesstörung zu nennen — beschwipst war, wurde man munter. Man überbot sich in feinen Späßen, wie „Schöne Maste, ich kenne Dich“ oder „Na, Luise“ oder „Solbe Dame, ich bete Dich an“ oder „Petriul Dich nicht, Mann!“ Schließlich gegen Sonnenaufgang flog ein vereinzelter läppiger Domino von einem Arm in den andren, eine Gardas-Bacchantin in tonantstübischen Zudungen einer fleißig eingeübten überhämmenden Lebensfreude. Guter Champagner entwickelt aus sich selbst die Kohlenäure; in schlechten pumppt man sie künstlich hinein. In Berlin glauben die Karnevalisten schon zu sprühen, wenn sie den Sekt literarische hinuntergießen. In Hirn und Ader muß es selbstschöpfereisch monstrieren, wenn rechte Fröhlichkeit entstehen soll. Und dazu haben wir nun einmal kein Talent. Wir müssen uns erst Wint trinken zum Lachen, und das dumme gefährliche Surrogat des Schaumweins kann nur eine gepantschte Freude erzeugen. Eine Medonte aus der Retorte!

Wie soll auch der Karneval gedeihen ohne volksmäßige Einfachheit, ohne demokratische Mischung, ein Karneval als Geschäftsunternehmen, bei dem die Kellner gedrückt sind, einem unvernünftigen Gast, dem die Goldstücke nicht hurtig genug fliegen, den Stuhl unter dem vergnügungsbedürftigen Fleische hinweg zu ziehen! Junge rechtschaffene Künstler, Schriftsteller, in denen der Lebensdrang noch stürmt und der Hebermut tollt, haben kein Geld, um diese teuren Veranstaltungen zu besuchen, in denen die Freude nur ein kapitalistisches Ausbeutungsobjekt ist. Und brave frische Mädels auch nicht. Darum findet man immer dieselben gesättigten und verlebten Gestalten auf solchen Bällen. Sehr viel gealterte und stark tonjurirte Börse, die trotz des Krachs das Karnevalsgeschäft noch bezahlen kann, die sich ausruhen will von den Aufregungen des Kursgetriebes und die deshalb nicht einmal mehr Witze macht; nur in der Ausübung des Berufs strengen sie den Kopf an. Weiter Schauspielerinnen in unsagbar teneuren Toiletten, die beweisen, daß manche Frauenarbeit noch geschätzt wird; fehlt nur, daß Preiszettel und Urprüngsstafette an ihnen angeheftet sind. Damen aus der guten und vermöglichen Gesellschaft, die die Gemialität ihrer Schneider und den Kredit ihrer Gatten zur Schau tragen. Ein paar Journalisten, Künstler in besseren Verhältnissen. Wertvollere Grifetten, die edelsten Anstand demonstrativ betunden. Offiziere in Civil und Sportsleute. Und dazwischen ein paar natürlüche, anspruchslöse Menschekinder, die immer jubeln, wenn sie aus ihrer Alltäglichkeit herausgerissen sind, und die selbst auf solchem Unternehmen heiterste Karnevalsstimmung erfassen.

In modernen Berlin muß alles viel Geld kosten. Die Lebewelt nißt den Grad ihres Vergnügens nach der Höhe ihrer Ausgaben. Je verschwenderischer sie mit ihrem Geldbeutel sind, um so iparfamer sind sie mit dem Geist und der feineren Sinnlichkeit. Am liebsten hielten sie sich Diener, die sich für sie der Mühe des Vergnügungsfreus unterzögen. Sie haben kein Bedürfnis nach redter harmloser Losgebundenheit, und auch der Baron v. Wolzogen wird ihnen das Lachen nicht einreden können, — um es zu besteuern. Die wahre Freude ist kein Warenhausartikel, keine prunkende Toilettenfrage, keine Weinmarte. Rosen wachsen nicht in Geldschranken und Dionysische Lachen wird nicht an den Matlerbänken verhandelt.

Niemals wird bei uns rheinische Freude oder das Wiener Drahrertum gedeihen, wo alle Welt, alle Klassen und Berufe unmäßig lustig sind, und tragen doch keine Seide, keine Diamanten und trinken doch nur für ein paar Piennige oder Kreuzer guten Wein. Zwar kommt die Musik aus Berlin und der göttliche Linde hat sie erzeugt, aber recht genießen und verstehen kann man die Marschweise doch nur in Wien:

Drah'n ma um und drah'n ma auf, es liegt nig dran,  
Weil ma s' Geld auf dera Welt net fressen kann.  
Allweil lustig, munter, ja so hab'n mir's gern,  
Seg'n's, so leb'n die echten Weanerleut in Wien.

Berlin ist nicht geschaffen für's Drahrertum — es will arbeiten. — Joo.

### Kleines Feuilleton.

he. Der große Mitbürger. Die Pferdebahn wurde richtig wieder voll. Nach dem Sechsubzug wurde sie immer voll; es kamen viele aus Berlin zurück, kleine Beamte und Angestellte und auch die Damen, die nachmittags Einkäufe gemacht hatten. Man schob und drängte sich, brachte keine Pakete unter und begrüßte sich mit Zurs und Händeschütteln. Die meisten kannten sich aus der Nachbarschaft oder von der täglichen gemeinsamen Fahrt. Alle Tage dieselben Gesichter, und hin und wieder ein fremdes dazwischen, heute auch.

In der Ecke saß eine Dame mit einem Astrachan-Capes. Sie nahm an der allgemeinen Begrüßung nicht teil. Aber jetzt hatte der dicke Herr mit der Pelzmütze sie gesehen, er drehte sich noch einmal um, ein Zug des Erkennens glitt über sein Gesicht. „Ah, Sie? Sie sind also doch noch herausgezogen?“

„Ja, wir haben noch etwas gefunden,“ sie erkannte ihn gleichfalls: „Ah, jetzt erinnere ich mich, wir sahen uns damals Ihre Wohnung unten am See an. Wir haben aber dann doch oben am Balde gemietet.“

„Da ist es wärmer im Winter. Ja wir sind wohnen geblieben. Meine Alte wollte aber schließlich doch nicht fort.“

„Wie man so gewöhnt ist,“ lächelte die Dame. „Es wohnt sich aber auch wirklich prächtig hier.“

„Na und ob! Und nu warten Sie man erst den Sommer ab, dann wird's erst herrlich! Wo sind Sie nun übrigens hingekaten? Nach der Friedrichstraße?“

„Nein, Victoriastraße, dicht am Wald, in der roten Villa.“

„Ah da! Ja da sind schöne Wohnungen! Aber einjam ist es.“

„Ah nein!“ Die Dame lächelte wieder. „Nicht einjamer als man es braucht, und dann haben wir ja auch berühmte Nachbarschaft, in dem kleinen Landhaus geradeüber wohnt Dregger.“

Sie betonte den Namen, als bedeute es eine ganze Welt. Aber auf den viden Herrn machte es offenbar keinen Eindruck. Er wiederholte ihn: „Dregger? Wieso denn? Wer ist denn das?“

„Na aber, Dregger, Wilhelm Dregger?“ Die Dame kam ordentlich in Eifer, „der die vielen wissenschaftlichen Werke geschrieben hat. Ein ganz bedeutender Mann! Kennen Sie denn seinen Namen nicht?“

„Nein,“ sagte der Herr. „Aber Kröger werde ich mal fragen; warten Sie mal! Sie Kröger!“

„Was is denn los?“ Der Angerufene, der drüber in der andren Ecke saß, drehte sich um.

„Kennen Sie einen, der Dregger heißt?“

„Ne.“

„Er soll in der Victoriastraße wohnen.“

„Weß ich nich! Hat er 'n Haus?“

„Schriftsteller ist er,“ warf die Dame ein, „ein sehr berühmter Schriftsteller sogar, Wilhelm Dregger. Vielleicht ist Ihnen der Name nun bekannt?“

„Dregger heißt 'n Rutscher in der Brauerei,“ meinte eine Frau.

„Ne, er soll ja was Feines sein,“ meinte Kröger.

„Ist er im Verschönerungsverein,“ fragte der dicke Herr die Dame.

„Da verkehrt nämlich nur das bessere Publikum.“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ Die Dame machte ein ernsthaftes Gesicht.

„Im Verschönerungsverein ist kein Dregger,“ meinte Kröger verächtlich.

„Na wenn er nicht mal im Verschönerungsverein ist, kann's auch nicht so was Großes sein!“

Die Unterhaltung fing an, eine allgemeine zu werden.

„Aber ich bitte Sie, er hat Beltruf.“ Die Dame wurde förmlich ärgerlich.

„Von was reden Se denn?“ fragte ein Herr, der sich bisher wenig um die Andern gekümmert hatte.

„Dregger heißt er, kennen Sie Dregger?“

„Na ja, Hinrichs wird 'n wohl kennen, bei dem laufen ja die aus der Victoriastraße.“

„Ich kenne keinen Dregger, wer soll denn das sein?“ Der Kaufmann zudte die Achseln.

„Ein Schriftsteller; na, Herr Hinrichs, Sie müssen ihn doch kennen!“ Die Dame rückte vor. „Sie lesen doch den Journalcettel, und für die Blätter, die da drin sind, schreibt er.“

„Gott, wer soll sich denn das alles merken!“ Der Kaufmann lachte: „Wenn man nu auch noch an die Journale denken soll.“

„Na, Sie lesen doch aber die Journale! Als ich vorige Woche bei Ihnen war, lasen Sie seinen Artikel über Raubbögel und fanden ihn hübsch.“

„So, der war von Dreggern? Und der wohnt hier?“ Der Kaufmann gähnte. „Gott, wissen Sie, gelesen hab' ich die Geschichte gar nich, ich lese ja keine Romane, bloß daß man sich die Bilder ansieht, lauft denn der Mann bei mir? Wie sieht er 'n aus?“

„Ich weiß es wirklich nicht,“ gestarrt die Dame. „Ich habe ihn selbst noch nicht gesehen.“

„Viel gekauft haben kann er nicht,“ philosophierte der Kaufmann. „Wenn er viel kaufen würde, hätte ich ihn mir schon gemerkt, oder meine Frau. Sehen Sie, da paßt man ja schon auf. Da war zum Beispiel einer, der kaufte sich beinahe jede Woche für drei Mark Wein, na, da hatten wir's ja die ersten acht Tage raus, daß es 'n alter reicher Rentner aus Berlin war, aber 'n Dregger aus der Victoriastraße hat bei uns noch keine großen Einkäufe gemacht.“

„Na aber Einkäufe“, die Dame war ganz konsterniert, „ich hab' doch nicht von den Einkäufen gesprochen, ich meine doch die geistige Bedeutung. Und daß Sie alle ihn gar nicht kennen! Er ist doch eigentlich unser erster Witbürger.“

„Ne aber da sind Sie nun im Irrtum!“ Kröger, der eben aufsteigen wollte, drehte sich noch einmal zu ihr um: „Der Erste im Ort is Müller Geride, der hat die meisten Acker und sieben Schweine und fünf und zwanzig Kühe!“ —

### Archäologisches.

ck. Die reichen Ergebnisse der französischen Ausgrabungen in Persien, die unter Leitung M. de

Morgans vorgenommen wurden, sollen, wie aus Paris berichtet wird, vom Mai bis Juni dieses Jahres im Grand Palais zur Ausstellung gelangen. Morgan, der 1897 nach Persien geschickt wurde, hat seine Ausgrabungen an der Stätte des alten Susa vorgenommen. 600 bis 1200 persische Arbeiter waren dabei beschäftigt. Die Ergebnisse entsprachen durchaus den Erwartungen. Eine ungeheure Anzahl epigraphischer Dokumente, die die Namen der Herrscher Susas bis etwa ins dreißigste Jahrhundert enthüllten, wurden zu Tage gefördert; und es ist Aussicht, wenn die Arbeiten noch weiter vorgeschritten sind, noch mehr zurückliegende Altstädter zu erhalten. Die Citadelle Susas lag auf einem etwa 50 Meter hohen Hügel und war die ganze Stadt aus gebrannten Ziegeln gebaut. In dieser Festung, Memnonion genannt, bewahrten die großen Könige ihre Reichthümer auf; Alexander der Große fand hier einen bedeutenden Schatz. Neben diesem Hügel befindet sich auch ein Tempel, der nach der Legende die Grabstätte des Propheten Daniel ist. Die Stätte der Metropolis Susa ist eine wahre Fundgrube für Altstädter; sie ist 200 Meter breit und 400 Meter lang. Eines der Hauptfundstücke ist ein sehr schönes Kunstwerk, ein ebener, zwei Meter hoher Stein aus dem 30. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Es ist die Stele des Königs Xaransin, der zur Verfolgung seiner Feinde in ein waldiges und bergiges Land zieht. Der Obelisk des Königs Mandanot-Isba ist kostbar als geschichtliches Denkmal, da er eine Eigentumsurkunde auf in Chaldäa gelegene Besitzungen bildet und in den 12 500 Zeichen, die er trägt, die ganze Geographie des alten Chaldäa giebt. Darn kommt ein prächtiger Bronzestich, der von vier Personen getragen und mit Schlangen geschmückt ist, eine Reihe von Sidurus aus Stein und weitere Eigentumsurkunden, die unter den Schutz der Götter gestellt sind. Eine vier Meter lange Bronzeäule stammt aus dem 18. Jahrhundert vor Christi. Auf einem Brett liegt ein Bronzegegenstand, der ehemals von einem gewissen Aristagoras dem didymäischen Apollo geweiht war, von den Achämeniden als Beute mitgeführt und in den Ruinen Susas wiedergefunden ist. Er wiegt über 100 Kilo und zeigt griechischen Text im veralteten Stil, ebenso wie ein schöner ganz unversehrter und prächtig modellierter Bronzelöwe. Alle diese Bronzegegenstände sind technisch merkwürdig, weil sie ohne Blasen gegossen sind. Die Zahl der Ziegel mit Inschriften und endlosen Listen der Könige ist sehr groß. Die Sprache der Elamiter, die jetzt zum ersten Mal entziffert ist, ist die des Volkes, das seinen Namen von Elam, dem fünften Sohn von Sem, herleitet. Morgan hat auch über 2000 Thontafeln, die mit Texten bedeckt sind, gefunden; es sind Kontrakte zwischen Privatleuten, die in Schriftzeichen geschrieben sind, die in der Mitte zwischen den primitiven Hieroglyphen und der Keilschrift stehen. Ein Grab aus der Zeit der Achämeniden endlich, das durch Münzen in den Anfang des vierten Jahrhunderts zu datieren ist, barg einen wahren Schatz: Armbänder von massivem Gold, die mit Edelsteinen inkrustiert sind, Halsbänder von Gold und kostbaren Steinen und Juwelen aller Art. —

**Aus dem Tierleben.**

t. Die Gottesanbeterin. Mit diesem Namen wird ein Tier, und zwar ein höchst sonderbar gestaltetes, bezeichnet; es gehört zu den Heuschrecken und erreicht eine für diese Tiergruppe recht erhebliche Größe. Ihre Heimat sind die Mittelmeergestade, und besonders bekannt ist ihr Vorkommen in der Provence, wo auch der Name „Prego Diéou“ entstanden ist, den die deutschen Zoologen mit dem Ausdruck Gottesanbeterin überseht haben. Die Gestalt und das Wesen dieser Heuschrecke ist so sonderbar, daß wahrscheinlich nur wenige Menschen bei der ersten Begegnung mit ihr ganz frei von einer unangenehmen Empfindung bleiben werden. Sie besitzt kurze, klaffende Schwingen, die wie große Segel über dem Körper liegen, der Kopf ist aufwärts gerichtet, die Arme gefaltet und auf der Brust gekreuzt. So erinnert ihre Haltung in der That an die einer Nonne in ekstatischem Gebet. Mit dieser äußerlichen Ähnlichkeit ist aber auch der Vergleich erträglich, denn die Gottesanbeterin ist ein Raubtier par excellence. Zuweilen besucht sie die Arbeitsstätten der fleißigen Grabweiber, setzt sich auf einen Wusch neben dem Bau und wartet auf die Gelegenheit, wenn eine Wespe mit Beute beladen heimkehrt, um dann an dem Tier und seiner Beute einen doppelten Fang zu machen. Oft wird die Geduld der Heuschrecke auf eine lange Probe gestellt, denn die Wespe ist argwöhnisch und sehr auf der Hut, aber zuweilen hat sie auch Eile und kann dann leichter von dem lauernden Feind überlistet werden. Die Gottesanbeterin versucht mittels eines plötzlichen, durch eine krampfartige Bewegung hervorgerufenen Rauschens der halb ausgebreiteten Flügel die Wespe zu erschrecken. Wenn diese nur einen Augenblick stutzt, so ist sie verloren, denn mit der Schnelligkeit einer Springschere schießen die gezähnten, bisher über der Brust gekreuzten Vorderarme vorwärts, packen die Wespe zwischen den Schneiden einer doppelten Säge und halten sie so fest, wie ein Fingerring. Dann macht sich die Gottesanbeterin, ohne den grausamen Griff zu lösen, über die Wespe her, die mit ein paar Mundvoll verzehrt ist. Die ganze ekstatische, an eine betende Stellung erinnernde Haltung der Heuschrecke hat also nur den Zweck, einen schnellen Gebrauch der Angriffswaffen zu ermöglichen. —

**Technisches.**

ss. Was ist Stahl? Vom chemischen Standpunkt aus ist der Stahl definiert worden als eine Art des Eisens, die einen bestimmten Gehalt an Kohlenstoff besitzt und sich durch die Eigenschaft auszeichnet, durch plötzliche Abkühlung aus einer hohen Temperatur große Härte anzunehmen. Eisen andererseits ist eine Mischung des Grundstoffs Eisen, die eine kleinere Menge Kohlenstoff enthält und nicht durch Abkühlen gehärtet werden kann. Eine solche Abgrenzung der Begriffe steht mit den Thatsachen im Widerspruch, daß gewisse ungehärtete Stahlorten keine größere Härte besitzen als Eisen. Ferner sind die beiden Bezeichnungen benutzt worden, um das Metall, das als schlammige Masse gewonnen und vor der Bearbeitung von der Schlacke befreit wird, von dem Metall zu unterscheiden, das in flüssigem Zustande erzeugt wird und keine weitere Zubereitung mit Ausnahme der Umwandlung aus der festen Masse in Platten, Barren und andre bequeme Formen erfordert. Dieser Gebrauch der Namen Eisen und Stahl ist weit verbreitet, aber er ist als fehlerhaft bezeichnet worden, weil die Unterscheidung von zwei Stoffen nach der Art ihrer Herstellung ohne Rücksichtnahme auf ihre Zusammensetzung unwissenschaftlich ist. Die Trennung von Eisen und Stahl kann weiterhin begründet werden auf die Eigenschaft der Metalle mit Rücksicht auf die Härtung durch das Tempern, so daß Stahl als das diesem Verfahren zugängliche, Eisen als das ihm unzugängliche Metall verstanden werden müßte. Gegen diese Definition ist zu sagen, daß einige moderne Stahlorten, die noch andere Grundstoffe außer Eisen und Kohle besitzen, durch plötzliche Abkühlung nicht härter, sondern weicher werden. Das vierte Unterscheidungsmerkmal ist die Zugfestigkeit, indem das Metall mit einer Zugfestigkeit über einen gewissen Grad hinaus Stahl und das diesen Wert nicht erreichende Eisen genannt wird. Diese Unterscheidung hat besonders in Deutschland Platz gegriffen, aber auch sie kann nicht als eine natürliche betrachtet werden. Es ist somit eine merkwürdige, aber durchaus feststehende Thatsache, daß die Technik die beiden Stoffe, mit denen sie am meisten arbeitet, zwar praktisch, aber nicht theoretisch von einander zu unterscheiden vermag. —

**Humoristisches.**

— Hinausgegeben. Schweinemehger: „... Sie, Herr Teiggpecialist, ich glaub', bei Ihnen ist auch die hauptsächlichste Arbeit 's Obacht geb'n, daß Ihnen d' Flieg'n d' Semmeln net stehl'n!“  
 Wäcker: „Sie dür'n was sag'n, Herr Spedle — sind Ihna doch erst be'm letzten Hochwasser die Würst' durch's Schlüsselloch davon'geschwomma!“  
 — Unangenehm. Kunde: „... Diesmal können Sie mir ruhig Kredit gewähren, Meister; in vier Wochen bin ich verheiratet!“  
 Schneider: „Ja, ja, glaub's schon — aber Ihr zukünftiger Schwiegervater war auch bereits bei mir und wollte daraufhin einen Anzug gepumpt haben!“  
 — Unvorsichtige Bestätigung. Sie: „Ich gestehe es ein — ich habe meine Fehler!“  
 Er (ehrlich): „O ja, das ist wahr!“  
 Sie (empört): „So, welche denn?“  
 („Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Preise von je 1000 Kronen für ein österreichisches Volksstück, einen Wiener Schwanf und eine Wiener Gesangsvoise schreibt das Josefstädter Theater in Wien aus. Die Stücke müssen den ganzen Abend fällen und die Hauptrolle muß für Hausl'iese zugeschnitten sein. —  
 — Die schon so oft verschobene Erstaufführung von Sandermanns neuem Stück „Es lebe das Leben“ im Deutschen Theater ist jetzt zum 1. Februar angesagt. —  
 — „Umkehr“, ein neues Drama von Richard Boh, geht noch in diesem Winter am Münchener Schauspielhaus in Scene. —  
 — Tolstoj's Roman „Auferstehung“ ist von den Pariser Schriftstellern Dautaille und Andigier dramatisiert und dem Odéon-Theater zur Aufführung eingereicht worden. —  
 — Eugen d'Alberts Oper „Der Improvisator“ gelangt am 15. Februar im Opernhause zur ersten Aufführung. —  
 — Ein staatlicher Fonds für einheimische Plastik, der mit 20 000 M. jährlich ausgestattet werden soll, wird von der sächsischen Regierung in Dresden begründet. Der besondere Zweck ist die Pflege der Cabinetts- und Kleinplastik. —  
 — Auf der „Deutschen nationalen Kunstausstellung Düsseldorf 1902“ wird der über ganz Deutschland verbreitete Verband deutscher Illustratoren in einer Kollektivausstellung vertreten sein. —  
 — Eine 10 000 Blätter starke Privatsammlung von Porträts namhafter Ärzte und Naturforscher ist vom Kupferstich-Kabinet der Wiener Hofbibliothek erworben worden. —